

Wem nie durch Liebe Leid geschah!

Roman von A. Schöffel-Klingen.

1. Kapitel.

Bereits zum vierten Male strich Artur v. Steinfeld den Gewinn ein. Gold und Banknoten häuften sich vor seinem Platz. Auch heute, wie an vielen Abenden vorher, hatte er Tausende im Spiel gewonnen.

Sein bleiches, von der Leidenschaft des Spiellers gezeichnetes Gesicht blieb unbewegt, nur aus seinen braunen Augen schaute er zu Zeit ein zufriedenes Lächeln hervor, welches den neben ihm stehenden Referéoffizier Herbert Bornhöft traf.

Der Leutnant war eine labelförmige Erscheinung, blond, wuchtig, biest. Sein blaues Auge ruhte mit hartem Ausdruck auf dem bleichen Gesicht des Hausbesizers, der im Gegenfatz zu Bornhöft eine schmale, engbrüstige Gestalt besaß, dessen zerfahrene Bewegungen Nervosität und fiebernde Erregung verrieten.

Bornhöft beteiligte sich seit einer Stunde nicht am Spiel, sondern folgte mit lebhaftem Interesse dem Verlauf desselben.

Ein Verdacht, der schon früher in ihm aufgelaugt, doch mit Entschiedenheit von ihm selbst zurückgewiesen worden war, verstärkte sich heute, so wurde sogar zur Gewissheit.

Er hielt Steinfeld für einen Falschspieler.

Freilich, es war nicht unbedingt ausgeschlossen, daß er sich täuschte. Jener monströse mit außerordentlichem Gesicht, und es war immerhin möglich, daß es sich um harmlose Unarten des Gewohnheitsspielers handelte.

Und trotzdem — der Verdacht war da und wollte nicht weichen.

„Meine Herren“, sagte Steinfeld mit feiner müden, kläglichem Stimmton, „ich denke, es ist genug für heute — ich gebe Ihnen ein andermal Responce.“

Doch die Spielgenossen wollten von einem Aufbruch nichts wissen. „Es sei erst eben ein Uhr, fange gerade an, gemächlich zu werden, was man wohl mit dem Rest des Abends beginnen sollte, wenn Steinfeld die Wallfahrten sollte kündigt“, so schrieerte es durch den Saal.

„So war es nicht gemeint“, widersprach Steinfeld lässig, „es ist nur, weil das Glück mir so beharrlich treu bleibt.“

„Einer muß doch auch gewinnen“, hieß es, „und das Sie der Glückspilz unter uns sind, ist ja nichts Neues mehr.“

Steinfeld erhob sich und füllte Gläser, sie wurden mit Hast mehrmals nacheinander geleert, man ufkte, sprach laut und aufgeregt durcheinander. Einige der Herren, es waren ihrer acht, außer Steinfeld und Bornhöft, gähnten ihren Rasenbedenken, dann nahm das Spiel seinen Fortgang.

Auch Bornhöft hatte ein Glas von dem feurigen Wein genommen, jetzt legte er eine Tausendmarknote auf den Tisch, ohne seinen Platz zu verändern. Er stand neben Steinfeld, und zwar so, daß er dessen Bewegungen aufs genaueste beobachten konnte.

Er hätte wetten mögen, daß Steinfeld mit geeigneten Karten spielte. Der heimliche aber jetzt wieder den ganzen Gewinn ein. Nicht das kleinste Zeichen in seinem Gesicht verrät freilich er auch nur Genußnahme. Nur die flackernden Blide der dunklen Augen ließen ahnen, was in dem Spielers vorging.

Unauffällig setzte Herbert Bornhöft seine Kneifer auf und konzentrierte seine ganze Aufmerksamkeit auf die Karten, die Steinfeld spielen ließ.

Da — jetzt war jeder Zweifel ausgeschlossen, sein durch das Glas geschärft Auge sah die winzigen Punkte und Zeichen, mit denen ein großer Teil der Karten kenntlich gemacht war.

Auf äußerste Empörung, wollte er dem Betrüger die geeigneten Karten entreißen, ihn entlarven, doch nein, so ohne weiteres durfte er der Unseligen nicht ins Unglück führen.

Von einigen der Spielgenossen wurde er, daß Steinfeld ohne Zögern ins Zuschauhaus gedrängt haben würden. Er wollte, daß Steinfeld verheiratet war, und trotzdem er dessen junge Frau niemals zu Gesicht bekommen, empfand er ein tiefes Mitleid mit ihr.

Wie unglücklich mußte sie sich an der Seite eines so gewissenlosen Menschen fühlen.

Es konnte aber auch anders sein. Vielleicht verdiente Frau v. Steinfeld gar nicht die Rücksichtnahme, sondern machte gemeinsame Sache mit ihrem Gatten.

Gewaltfam unterdrückte Herbert seine Entrüstung und betrat den Nebenraum, um zu überlegen, ob es richtiger sei, den Betrag kurz und bündig aufzudecken oder Steinfeld unter vier Augen zu warnen.

Von den anderen Herren war kaum beachtet worden, daß Bornhöft den

Salon verlassen hatte, so waren sie in ihr Spiel vertieft. Steinfeld bemerkte allerdings, daß ihm der lästige Aufsteller nicht mehr auf die Finger sah und atmete auf.

Das kleine Nebenzimmer, welches nur durch eine violette Samtportiere vom Salon getrennt war, schien, wie Herbert es errietet, leer zu sein. Es herrschte hier fast völlige Dunkelheit, im Gegenfatz zu dem strahlend hell erleuchteten Salon.

Die von einem dichten roten Seidenschleier umhüllte Glasklampe war tief herabgeschraubt. Der matte Lichtschein ließ kaum den Tisch erkennen, auf welchem sie stand.

Ein paar Schritte ging Herbert auf dem weichen Teppich, der jeden Schall dämpfte, tiefer in das Zimmer hinein.

Alles in dieser Wohnung war vornehm und kostbar, zeugte von einem erlesenen Geschmack.

Aber jetzt, war es Täuschung, oder vernahm er wirklich aus nächster Nähe das Rauchen eines weißlichen Gewandtes?

Es überfalle ihn kalt. Wie sollte er sein Eindringen rechtfertigen, wenn die Hausfrau anwesend war? Mit einem solchen Zufall hatte er gar nicht gerechnet.

Von einem der Spieler war gelegentlich die Frage aufgeworfen worden, ob man in der vorgeordneten Nachtschlaf durch das ungenierte Verhalten, lautes Sprechen, Glasringseln und Gesang die Hausfrau nicht störe.

Aber da hatte Steinfeld eine Bemerkung gemacht, die alle vollkommen beruhigen mußte. „Bis dahin, wo mein Weibchen den benedictenerten Schlaf der Gerechten schläft, dringt nichts von dem, was hier vorgeht. Außerdem habe ich sie gut gezogen, also ist jede Sorge betreffs ihrer überflüssig.“

Steinfeld befand sich da in einem großen Irrtum. Er hielt an der Auffassung, welche sein leichtfertiger Sinn ihm eingab, fest, ohne weitere Nachgedanken.

Gertrud v. Steinfeld beobachtete an jedem Spielabend das Treiben nebenan durch einen Spalt der Portiere. Es war ihr auch nicht entgangen, daß Bornhöft mit überaus kritischen Blicken, aus denen oft Mißbilligung und Entrüstung blühten, jede Bewegung ihres Gatten verfolgte.

Sie konnte weder Herberts Namen, noch wollte sie Näheres über seine Person, oder mit welcher Selbstvergessenheit konnte sie in das gute, eheliche Gesicht schauen, mit dem kaum eingehenden Wunsch, daß ihr Gatte sein möchte wie jener.

Schon seit längerer Zeit konnte Gertrud sich des schmerzlichen Gefühls nicht erwehren, als wandle sie hier auf einem Vulkan und als müsse eines Tages alles um sie her rettungslos zusammenbrechen.

Mit einem seltsam starren, unglücklichen Gesicht sah sie auch heute in dem kleinen Zimmer neben dem strahlend erleuchteten Salon.

Vor einem Jahre fast um dieselbe Stunde — es mochte 12 Uhr sein — war sie froh und stolz als Herrin hier eingezogen.

Ja ja, vor einem Jahre — da hatte sie geglaubt, in ein Paradies zu kommen, und bereits mit einem Fuß in der Hölle gefanden.

Welch eine Fülle von Leid und grausamen Enttäuschungen war inzwischen auf sie eingedrungen, genau, um ein ganzes Leben daran zu tragen.

Man hat ihr eine sehr sorgfältige, freilich keine moderne Erziehung zu teil werden lassen; Gertrud brachte Ideale in die Ehe mit, Illusionen, von denen der eigene Gatte eine nach der anderen zerbrach.

Gertrud war so verunsichert gewesen, daß sie erschrocken zusammenfuhr, als im Salon etwas lauter gesprochen wurde.

Sie hielt sich beide Ohren zu, um nur nichts von dem zu vernehmen, was nebenan vorging, die Stimmen fielen ihr ebenso auf die Nerven wie das Klirren des Geldes, das über den Spieltisch rollte.

Freilich erhob sich die junge Frau, mit schleppenden Schritten stieg sie die Stufen zur Estrade hinauf, welche den Erker ausfüllte. Sie schob den purpurnen Vorhang zurück und schaute in die Winterzeit hinaus.

Es herrschte hartes Schneetreiben, der Sturm türmte die Floden auf den Dächern zu Bergen auf und trieb sie dann jäh wieder auseinander. Es mochte zwölf Uhr sein, kein Stern am Himmel. Nur der Schnee leuchtete gespenstlich durch die Finsternis.

Bei solchem Wetter ist's schön im Hause, wenn Liebe und Eintracht walten, doch unerträglich, wenn man einem verlorenen Blick nachtrauert.

Gertrud glaubte den eifigen Lufthauch durch die fest geschlossenen Fenster zu spüren, sie zog die Vorhänge wieder dicht zusammen und vertiefte den Erker.

Sie hätte zuette gehen können. Aber wäre es ihr möglich gewesen, so schlafen, so lange das Gold dort über den Tisch rollte, ihr Gatte mit dem von der Leidenschaft des Spielers ent-

stellten Gesicht mit seinen Genossen beim Wallarat sah?

Sie hatte mehrmals vergeblich versucht, über ihre entsetzliche Aufregung hinwegzukommen und einzuschlafen. Ihre fiebernden Sinne duldeten den Zwang nicht. Im Gegenteil, in dem Bemühen, ruhig im Bette liegen zu bleiben, hatte sie sich bis zum Wahnsinn aufgeregt und es blieb ihr nichts weiter übrig, als sich wieder zu erheben und anzukleiden.

Seitdem blieb sie jedesmal so lange auf, bis das Gelage beendet war. Und vier Uhr wurde es fast immer, ehe die Herren sich trennten. Dann schlich sie heimlich in ihr Zimmer und stellte sich schlafend, wenn Artur an ihr Lager trat, um ihr Gutenacht zu sagen.

Sie wollte sich jedoch wieder der Portiere nähern, als Herbert Bornhöft plötzlich in dem Halbdunkel vor ihr stand.

Sie bemerkte, daß er im Begriff war, eine Entschuldigung zu sammeln. Hastig legte sie die Hand auf ihren Mund, gab ihm ein Zeichen, nicht zu sprechen. Ihm selbst sahen ihre großen sprechenden Augen zu dem Fremden auf. Vergeblich rang sie nach Worten. Und doch legte sie den Zufall, der den Saal ihres Mannes hier herein geführt, und sie wollte, durfte die wenigen kostbaren Minuten nicht ungenützt verstreifen lassen.

Herbert stand wie gebannt unter dem Eindruck der seltsamen Situation. Es war zu dunkel in dem Raum, um Gertruds Züge zu erkennen. Aber er sah die anmutigen Umriffe ihrer mädchenhaft schlanken Gestalt, das weiße, fließende Gewand, in welchem sie ihm wie eine heilige Erscheinung, und er schaute mit klopfendem Herzen in die voll zu ihm aufgeschwungenen Wadenaugen mit dem schmerzlichen, sinnverwirrenden Ausdruck.

Er fühlte, wie zwei kleine, weiche Hände seine Rechte umtarmten, hörte die angabende Stimme der jungen Frau flüsternd bitten:

„Ich habe Sie beobachtet. Sie haben bemerkt, was ich längst vermutet — ich sah es Ihnen an, daß Sie entschlossen waren, den Betrag aufzugeben. . . Tun Sie es nicht, ich bitte, stehe Sie an, fürzen Sie uns nicht ins Unglück. Verlassen Sie unser Haus, kommen Sie nie wieder hierher zurück. Ich — ich gebe auch bald, dann mag Gott dem Unseligen helfen — er ist ein Verlorener, unbedingter. Aber meines Vaters, meiner Familie wegen über Sie nachsichtig, ich — will es Ihnen ewig danken, Gott möge Sie segnen dafür.“

Beschwichtigend streichelte Herbert die kleinen, zitternden Hände, preschte seine bärtigen Lippen darauf.

„Leber meine Lippen soll kein Wort der Anklage kommen, gnädige Frau“, gab er leise zurück, „und wenn ich Ihnen irgendeinen dienen wollte, so rechnen Sie auf mich als Ihren ergebensten, selbstlosen Freund.“

Sie entzog ihm ihre Hände nicht. Ob genug hatte sie Herbert, ohne daß er es ahnte, durch den Spalt der Portiere beobachtet, jeden Zug seines liebenswürdigen, gütigen Gesichtes studiert. Ein Weg, den sie seinen Namen zu geben wollte, hatte sie beschließen, und Tränen, deren sie sich nicht zu erwehren vermochte, waren geflossen.

So müde und verdraußt erschien sie sich mit ihren zionigen Jahren, ausgeschlossenen von allem, worauf ihre Jugend, ihr einst so fröhlicher Sinn ein Recht hatten. Wunschlos glüht sie still, als Herbert ihre Hände drückte und küßte. Wie zuvor hatte sie ähnlich empfunden wie in diesen wenigen, flüchtigen Minuten.

„Ich danke Ihnen“, stammelte sie endlich tief ergriffen, „ach, ich kann es ja mit Worten nicht sagen, was in mir vorgeht. Ich habe so schreckliche Angst ausgehalten. Es wäre fürchterlich gewesen, hätte Sie nach Recht und Gewissen gebandelt, ich wäre an der Schwach zugrunde gegangen.“

Von meiner Seite droht keine Gefahr, leure Frau. Aber als Ihre aufrechter Freund kann ich Ihnen nur den dringenden Rat geben, kehren Sie so rasch wie möglich in das Haus Ihres Vaters zurück, denn hier kann Sie stündlich der schmachvolle Verdacht treffen, daß Sie sich an den bedauerlichen Manipulationen Ihres Gatten beteiligen.“

„Am Gottes willen! Aber nein, eine solche Sachlichkeit wird mir keiner utrauen.“

Er mußte trotz des Ernstes der Situation über ihre Natürlichkeit lächeln: „Ich bin vom Gegenteil überzeugt. Wenn Sie bei dem Falschspieler auszuweichen, wird man Sie für seine Mitschuldige halten. Das ist doch eigentlich sehr natürlich.“

Nebenan verumtumte das Gespräch. Eine Sekunde lang herrschte tiefe Stille. Dann wurde ein Stuhl gerollt. Diesen Moment benutzte Gertrud, um geräuschlos, mit der Behendigkeit einer Gazelle aus dem Zimmer zu huschen.

Es war hohe Zeit gewesen. Raum war Gertrud verschwunden, da wurde die Portiere wieder zurückgeschlagen. Artur v. Steinfeld stand auf der Schwelle.

Seine lauernden Blicke schienen den Raum bis in die fernsten Winkel

durchdringen zu wollen. „Mir war es, als hörte ich hier sprechen“, sagte er.

Bornhöft sah mit finsternem Ernst in das bleiche, überwachle Gesicht des andern. „Sie haben sich nicht gelüßt, Herr v. Steinfeld, ich führe ein Selbstgespräch, eine Angelegenheit, die sich bemerkbar macht, sobald ich mich in einem Konflikt befinde. Ich erwoog jedoch, ob es richtiger sei, in einer Angelegenheit, die mich eben empört wie erschüttert, die Gerechtigkeit walten zu lassen oder meinen persönlichen freundschaftlichen Empfindungen Raum zu geben.“

„Und wozu haben Sie sich entschlossen, Herr Bornhöft?“

„Zum Schmeigen. Andre werden weniger großmütig sein als ich. Drum ist das Schicksal, welches den Schuldigen ereilen muß, nur hinausgeschoben, nicht abgemindert. . . Leben Sie wohl, Herr v. Steinfeld, wir werden uns so bald nicht wiedersehen, da ich morgen eine längere Reise antrete.“

„Sie Artur etwas erwidern konnte, hatte Bornhöft sich gemessen verneigt und war gegangen.“

Mit spöttisch aufgeworfenen Lippen sah Artur ihm nach.

„Dummer Laffe, sollte das eine Warnung sein? Mag er sich um seine eigenen Angelegenheiten kümmern, ich weiß schon, was ich zu tun habe.“

Er schraubte die Lampe hoch und dem Eindruck mit spähenen Wänden umher, zündete ein Licht an und leuchtete in die nächste Stube. Nichts sagte er, „Ich habe mich geirrt“, sagte er vor sich hin, „da haben wir's, nun führe ich auch schon Selbstgespräche.“

Er löschte das Licht aus und betrat wieder den Salon, von den Genossen mit lauten Zurufen begrüßt.

Aber seltsam war es doch, daß Steinfeld in dieser Nacht nicht ein einziges Mal mehr gewonnen. Heute verurteilte seine Glücke abwechselnd größere Summen einheimen, was sie in die denkbar beste Stimmung versetzte. Artur war und blieb zerstreut. Die unverblühte Warnung ging ihm doch, trotzdem er es sich nicht eingestehen wollte, im Kopfe herum.

2. Kapitel.

Seitdem waren drei Jahre vergangen.

An einem kühlen, aber sonnigen Märztag schritt ein schlanker, mit großer Sorgfalt gepflegter junger Mann, Artur v. Steinfeld, schnell, als wäre er es eilig, durch die Straßen einer Provinzstadt, und zwar führte sein Weg ihn nach der sogenannten dunkleren Mauer, einer winzigen Gasse im ältesten Teil der Stadt, wo eng aneinandergelagert, als müße ein nach drei hundert, unheimliche ein- und zweistöckige Häuser stehen, in denen kleine Arbeiter und Handwerker wohnten.

Man sah es dem in jeder Bewegung vornehmten jungen Manne an, daß dieser Weg ihn überwindung vollte. Oft blieb er stehen, ließ den Kopf über die häusliche, grassbewachsene Mauer, welche die eine Seite der Straße in ihrer ganzen Länge begrenzte, schweifen und betrachtete dort spöttelnd die windfahnen, baufälligen Wohnstätten mit den grün oder braun gefärbten Fensterrahmen. Wie war es möglich, daß ein Millionär sich in dieser Umgebung wohnen ließ!

Durch die schmalen Haustüren drang der Duft des Mittelalters ins Freie, erregte in Artur Widerwillen und Liebelkeit. Er ging rascher vorwärts. Das Jögern hatte ja auch seinen Zweck. Was er beobachtete, war reichlich erwoogen, tagelang überlegt worden; und selbst dieses lange Überlegen war eigentlich überflüssig gewesen, denn ihm blieb ja keine Wahl. Er hatte sein Wort verpendert und mußte es halten. Und nur hier wählte Hilfe und Rettung aus schwerer Bedrängnis.

Ein einziges stilles Haus befand sich in der Straße, es übertraue die hüntenartigen Bauten und nahm so viel Raum wie deren vier ein. Breit und wuchtig, überaus vornehm hob es sich von seiner Umgebung ab.

Zwei Stockwerke mit hohen, spiegelnden Fenstern, die Pfadde schlicht und einheitlich, mußte es jedem auffallen, besonders da vor der breiten eigenen Haustür auf zwei hohen Sandsteinsockeln je ein Löwe in prächtigerem Bronzerguß Wacht hielt.

Hier hatte sich vor einigen Jahren der Kaufmann Adolf Bernide angekauft. Er bewohnte mit seiner einzigen Tochter Edith und der Dienerschaft allein das große, räumliche Haus, in welchem sich mindestens zwanzig große, schöne Zimmer befanden.

Bernide war ein Kind der Stadt. Sein Vater hatte sich aus kleinen Anfängen emporgearbeitet, durch rasches Streben, welches durch mehrere kleine Erbschaften und Glückszufälle unterstützt wurde, ein großes Vermögen erlangt.

In einem der engen, windfahnen Häuser vor Adolf Bernide groß geworden. Die Gewohnheiten der kleinen Leute, ihre Gesinnungsrichtung, ihre Art, sich zu geben, war ihm aus

der Kindheit her genau bekannt.

Diese Erinnerungen schien er heilig zu halten, sie mochten ihn auch bewegen haben, hier sein Domizil aufzuschlagen.

Artur hatte das Bernidische Haus erreicht. Sein tunstgeübter Blick erstreckte sich an den drohenden Wächern, den Sprungbereiten Löwen.

Doch als er an der Kingle zog, war sein Mund zusammengepreßt und ein düsterer Schatten lag auf seiner Stirn.

Eine alte Wirtschafterin im weißen Häubchen öffnete, führte ihn in ein helles, gemütliches Zimmer und bat ihn, ein paar Minuten zu warten.

Herr Bernide sei im Garten beschäftigt, sie werde ihn folgen lassen.

Artur v. Steinfeld hatte Zeit, sich umzuschauen. Man sah es wohl, Herr Bernide hatte es nicht nötig, zu rechnen. Jedes Möbel in dem Raum war ein Kunstwert in seiner Art. Auf den reich und kunstvoll geschnittenen Schränken standen ausgeputzte Vasen, einheimische Säger, aber auch ihre Feinde, gefährliches Raubtierzeug. Ein bequemes Sofa, barocke ein kostbarer Gobelin, Röhre in verschneiten Wälden darstellend.

Artur ging, die Hände auf dem Rücken, ein paar mal hin und her auf dem Teppich. Dann sah er durch den Store auf die Straße, die hier noch ein vorwiegend holpriges Pflaster aufwies.

Doch seltsam, das Bild dort draußen war keineswegs unfreundlich. Aus den Ritzen der alten Festsungmauer sprossen Gräser und Sträucher, letztere zeigten schon grüne Blätterchen. Oben zeigte eine Trauerweide verhilfend ihre Zweige über das räumliche Gemäuer, es verschönernd, wie ein Schleier die Furchen eines alten Gesichtes verbirgt.

Doch jetzt wurde die Tür geöffnet und sich rasch umwendend stand Artur v. Steinfeld vor Adolf Bernide.

Sie hatten sich verächtlich im Schachstuhl gesehen, aber die unterworfenen Brauen feurigen blauer Augen, um die junge Mädchen den Sechszigjährigen beneiden konnten, waren Artur früher nicht aufgefallen. Heute sahen sie ihn durchdringend an.

Bernide hatte ein wohlgebildetes, strichrotes Gesicht, aber der Kopf steckte zwischen den Schultern und das linke Bein schleppte ein wenig nach.

Nichts in seinem Wesen erinnerte daran, daß er eines Krämers Sohn war, selbst hinter dem Ladentisch geblieben sei. Wären jedoch und gezeichnete weiße Kaffee und Zidorien verankert hatte.

Er trug eine Hausjacke von braungeripptem Samt, freundlich lud er seinen Gast zum Sitzen ein.

Doch Artur war zu aufgeregt, um dieser Aufforderung zu folgen. „Ich komme mit einer großen Bitte zu Ihnen, Herr Bernide“, sagte er, „aber ich weiß doch nicht, ob ich Sie so ohne weiteres auspreden darf, da ich Ihnen doch ein Fremder bin.“

Mit Wohlwollen sah der alte Herr in Arturs freimütiges Gesicht. „Ich weiß so viel von Ihnen, Herr v. Steinfeld, daß man Ihnen überall Vertrauen und Hochachtung schenkt; die Menschenkenntnis ist eine schwere Kunst, und doch habe ich sie so gut gelernt, daß ich mich selten täusche. Ich halte Sie für einen guten, gebieter Menschen, welcher unfähig wäre, eine Ehrlosigkeit zu begehen. Einem solchen würde ich so leicht keine Bitte abschlagen. Also sprechen Sie unumwunden.“

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll“, sagte der junge Mann unsicher. „Sie beschämten mich, Herr Bernide.“

Eine feine Röte stieg in sein männlich hübsches, interessantes Gesicht. Das Vertrauen des andern erdrückte ihn fast. Jener traute ihm nur das Allerbeste zu. Und er — er — nein, wirklich, was er zu tun beschloß, grenzte an Genossenschaftigkeit.

Er hielt den Kopf geneigt, durfte er sprechen? Aber gleich, dann er sprach? Und blieb ihm denn eine Wahl?

Er gab sich einen Ruck. Es mußte ja sein. „Sie dem Herzen herzer.“ „Ich bitte Sie um die Hand Ihrer Fräulein Tochter, Herr Bernide.“

Nun war es heraus. Er wurde rot und blaß. Wie ein Räuber kam er sich vor. Er hielt den dunklen Kopf noch immer ein wenig geneigt, erweirte nichts andres als eine tüpliche, frohe Ablehnung.

Bernide gab sich gar keine Mühe, seine große Herrschaftung zu verlieren. Dann sah er Artur an mit einem rätselhaften, bunten Blick.

„Gottes Wege sind unerforschlich, am es endlich wie ein Selbstgespräch von seinen Lippen, das — das hätte ich nie für möglich gehalten.“

Er schien in Nachdenken zu versinken, schüttelte den weißen Kopf und strich über die hohe, fast faltenlose Stirn. Erst nachgerade schien er sich seines seltsamen Verhaltens bewußt zu werden.

„Also Sie wollen meine Edith heiraten? Sie werden allen Ernstes um Sie?“

„Ich glaube, mich deutlich genug ausgedrückt zu haben“, entgegnete Artur ein wenig bestirmt.

Bernide streckte ihm beide Hände entgegen: „Einen besseren Gatten

kann ich für meinen Liebsten nicht wünschen. Von Herzen gern gebe ich Ihnen meine Einwilligung zu diesem Bund, wenn Edith Ihre Werbung annimmt. Haben Sie mit Edith schon gesprochen, mein junger Freund?“

„Nein, Herr Bernide. Ich bin Ihrer Fräulein Tochter einige Male in Gesellschaften und auf Wällen begegnet. Wir haben zusammen getanzt, vergangenen Winter gemeinsam im Wohlthatigkeitskomitee gewirkt, das ist alles.“

„Doch Bernide nicht. „Sie bekommen eine gute Frau, Herr v. Steinfeld, Edith ist ein seltenes Mädchen, wer sie heiratet, zieht das Große Pos.“

Artur verneigte sich. Er wollte auf diese warmherzigen Worte nichts zu erwidern. Ihm war nicht wohl bei dieser Rede.

„Ehe ich aber mit meiner Tochter spreche, muß ich Ihnen etwas anvertrauen, Herr v. Steinfeld, und ich fordere Ihr Ehrenwort, daß Sie meine Mitteilung als Ihr Geheimnis bewahren.“

„Sie haben mein Wort, Herr Bernide.“

„Ich danke Ihnen, mein Freund. So hören Sie denn: Edith ist nicht meine liebste Tochter, sondern mein Adoptivkind, sie ist aber meine Universalerbin und hat das Recht, meinen Namen zu führen.“

Artur nickte zerstreut. Die peinlichste Eröffnung stand ihm noch bevor. Daran mußte er denken.

„Sie nehmen keinen Anstoß daran, daß Edith ein angenommenes Kind ist? Das freut mich. Wollen Sie sich jetzt nur eine kurze Viertelstunde gebuden. Ich will mit Edith sprechen.“

„Er wollte sich rasch entfernen. Artur hielt ihn zurück.“

„Eine Offenheit ist bei andern wert, Herr Bernide. Ich brauche geschätzte Mark. Würden Sie die Wille haben, mir diese Summe gleich nach Veröffentlichung der Werbung, also in spätestens sechs Tagen, als Gehilfs Mitgift zu überweisen? Ich — ich bin sehr bedingt um das Geld.“

Bernide verzog keine Miene. „Sie können das Geld gleich haben, Herr v. Steinfeld, ich gebe Ihnen später einen Scheck auf Schatzkammer, den Sie meinem Bankier vorlegen können.“

Es war nicht zu verkennen, daß Artur v. Steinfeld aufnahm, als sei eine schwere Last von ihm genommen.

In überwallender Dankbarkeit drückte er Bernides Hände. „Sie befreien mich von einer fürchterlichen Sorge. Dagegen gelobe ich, daß Edith es niemals bereuen soll, sich mir anvertraut zu haben. Ich will alles tun, wie sie glücklich zu machen.“

„Dahon bin ich überzeugt, mein Freund. Hoffentlich nimmt sie Ihren Antrag an.“

Jetzt ging der alte Herr wirklich. Er hörte von der Wirtschafterin, daß Edith noch im Garten sei, und begab sich dorthin.

Schon von weitem sah er sie am Boden knien; sie pflichte Weichen, ihr glühendes Gesicht leuchtete, wie eine Fei bei der Arbeit war. Sie mußte, daß Artur v. Steinfeld ihrem Vater einen Besuch machte. Daß es sich dabei um ihre Person handeln könne, kam ihr nicht in den Sinn.

„Wohl mußte der Blick ihrer braunen Augen traumerloren auf den Blüten, die sie schon gepflückt hatte, aber sie dachte an Artur wie an ein unerreichbares Ideal.“

Bernide stand in einiger Entfernung still und beobachtete Edith. Das Herz wollte ihm schwer werden bei dem Gedanken, daß er sie verlieren sollte. Aber wann hätte er wohl an sich gedacht, sobald es sich um das Glück seines Lieblichen handelte? Und daß Edith an Steinfelds Seite ihr Glück finden werde, daran zweifelte er nicht.

Er rief sie zu sich heran. Hier unter Gottes freiem Himmel wollte er es ihr sagen.

Edith kam. Ihre roten Wangen glühten, ihre braunen Augen waren sanft und klug wie die einer Madonna. Ihr roter Mund war gart und sein geschmiten, die Gestalt von einer lieblichen Fülle. Sie hatte das neunjährige Lebensjahr soeben zurückgelegt. Ihre Schönheit erinnerte an einen blütenreichen Frühlingstag.

(Fortsetzung folgt.)

— R u r i o s. Hauptmann (nach der Schlacht zu einem Soldaten): Sie haben wirklich eine Bekanntschaft vollbracht. Ihr Name soll bekannt werden. Wie heißt Sie?

Soldat: Zu Befehl, Herr Hauptmann! Mein Name ist Meier! — W e g u n d u n g. Ein Offizier kommt auf Erlaubsurlaub nach Hause. Seine Frau bemüht die Gelegenheit, eine Putzgarntier herauszuschlagen.

„Aber, Schatz“, sagt er, „du hast dir doch denken, wie, wie du mich schreibst, erst kürzlich noch garnieren lassen?“

„Na, Eduard, du hast ja auch schon wieder einen neuen feldgrauen Helm übergug!“

— F r e i e T r a n t e n. Müller: Alexanderwitsch, läuft auf Wölfe polieren? Kamerad: Ja, aber Salonmöbel-polieren.